GENDER OPEN REPOSITORIUM

Vom Zentrum an die Peripherie - und zurück : Das nordamerikanische Suburbia und die Frauenbewegungen

Frank, Susanne

2007

https://doi.org/10.25595/1412

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Frank, Susanne: *Vom Zentrum an die Peripherie - und zurück : Das nordamerikanische Suburbia und die Frauenbewegungen*, in: Ariadne : Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte (2007) Nr: 51, 6-14. DOI: https://doi.org/10.25595/1412.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Archiv der deutschen Frauenbewegung (AddF).

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

ARIADNE HEFT 51

INHALT

Impressum 2

Editorial 3

Inhalt 5

Vom Zentrum an die Peripherie – und zurück
Das nordamerikanische Suburbia und die Frauenbewegungen 6
Susanne Frank

DOKUMENTATION **Anna Bernau: Wie sollen wir in der Provinz arbeiten?** 15

»Baden hat sich damit an die Spitze der Bewegung gestellt.«
Die wissenschaftliche Emanzipation der Frauen – ein Erfolg der Provinz 18
Susanne Asche

»Was die Frauen von Lancashire und Cheshire heute denken
wird England morgen tun.« 24
Neue Impulse für die britische Frauenwahlrechtsbewegung aus der Provinz
Jutta Schwarzkopf

Metropolen für selbstbewusste Mutterhausschwestern
Frauengenossenschaften beim Aufbau des Gesundheitswesens
um die Mitte des 19. Jahrhunderts 30
Traudel Weber-Reich

DOKUMENTATION **Elsbeth Krukenberg: Berlin und die Provinzen** 38

DOKUMENTATION **Ika Freudenberg: Respekt für die Provinz** 39

Vom Leben »in einer falschen Stadt« oder in
»unbegrenzten Möglichkeiten«. Stadtkonzepte am Beispiel der
Kindheitserinnerungen von Hedwig Dohm und Helene Lange 40
Petra Reiners

Zwischen Theorie und Praxis
Die Freundinnen Marie Geck und Clara Zetkin 46
Ute Scherb

Flog die Tomate auch in die Provinz? Die Anfänge der Zweiten
Frauenbewegung in der Provinz und ihre Bewegungsstrategien 54
Ulrike Lahn

Peripherie und Zentrum im Fall der Schweiz. Überlegungen zu einer
Forschungsagenda zur neuen Frauenbewegung in der Schweiz 60
Sabine Schär / Kristina Schulz

Rezensionen 69

Freundinnen des Archivs der deutschen Frauenbewegung 80

Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung 81

Vom Zentrum an die Peripherie – und zurück

Das nordamerikanische Suburbia und die Frauenbewegungen

Susanne Frank

Jg. 1967, Dr. phil., Soziologin; derzeit Juniorprofessorin für Stadtsoziologie am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin. Publ. u.a.: Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts, Opladen 2003; Hg. mit Matthew Gandy: Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne, Frankfurt a.M/New York 2006.

In der geschlechterbezogenen Stadtforschung steht »Suburbia« für den patriarchal geprägten Raum per se. Die klassische Wohnsuburbanisierung beruhte auf der Durchsetzung des typischen Lebensmodells der bürgerlichen Kleinfamilie mit vollerwerbstätigem männlichen Haushaltsvorstand einerseits und Vollzeit-Hausfrau und Mutter andererseits. In den allgemeinen Diskussionen um den Zusammenhang von Stadtentwicklung und Geschlechterverhältnissen und besonders innerhalb der feministischen Stadtkritik spielt der Prozess der Suburbanisierung deshalb eine herausragende Rolle.

Suburbanisierung bedeutete, den Bereich der nicht entlohnten Haus- und Familienarbeit (im umfassenden Sinne von Sorge und Versorgung) an Frauen zu delegieren, in die ›Privatsphäre‹ der Wohnviertel einzuschließen (›Haus-Frau‹) und an die städtischen Peripherien zu verlagern. Frauen gerieten damit buchstäblich an den (Stadt-)Rand. Forschungen haben vielfach gezeigt, dass dies weit mehr bedeutete als bloße physische Distanzierung: Suburbanisierung entfernte Frauen real und symbolisch von und aus der Stadt und der Öffentlichkeit, beschnitt ihre Wahl- und Aktionsmöglichkeiten und damit auch die Chancen der Veränderung ihres gesellschaftlichen Status[1].

Aus guten Gründen haben frauenbewegte Aktivistinnen Suburbia deshalb als einen Ort bekämpft, der die soziale und räumliche Peripherisierung und Marginalisierung von Frauen in Beton gießt. Die Ablehnung der suburbanen Lebensform ging dabei stets einher mit einem starken und emphatischen Bezug auf die Stadt als dem Ort (nicht nur) der weiblichen Emanzipation.

Am Beispiel der ›suburban nation‹ USA möchte ich die Entwicklung des Verhältnisses engagierter Frauen zu den Metropolen und zur suburbanen Peripherie nachzeichnen. Dieses bis heute schwierige Verhältnis hat bereits eine lange Geschichte: Der Prozess der Suburbanisierung beginnt in den USA etwa um 1830, erfährt seine charakteristische Ausprägung aber vor allem ab den 1870er-Jahren. Seither hat der Suburbanisierungsgrad stetig zugenommen: 1990 wies der Zensus die Vereinigten Staaten als das erste Land aus, in dem mehr Menschen in Suburbs als in städtischen und ländlichen Gebieten zusammen lebten.[2]

Ungeachtet dieses Siegeszugs war Suburbia als Prozess, Idee und Ideal niemals unumstritten, sondern immer wieder hart umkämpft. Suburbias ›Geschlechtscharakter‹ bzw. die Geschlechterbilder und Geschlechterrollen, auf denen es beruhte und die es seinerseits prägte, bilde(te)n dabei stets einen Fokus von zum Teil erbitterten Auseinandersetzungen. Deren Rekonstruktion – mit einem besonderen Fokus auf die erste und zweite Frauenbewegung – soll zugleich deutlich machen, dass die in der heutigen feministischen Stadtkritik eingebürgerte pauschale Verdammung von Suburbia als einer ›frauenfeindlichen Umgebung‹ übersieht, dass Suburbia durchaus auch ein Ort emanzipatorischen Denkens und Handelns war.

Die Stadt- und Geschlechterkrise der viktorianischen Epoche

Suburbia ist ohne seinen inneren Bezugs- und Referenzpunkt, die moderne kapitalistische Industriemetropole, nicht zu denken. Katastrophale soziale, sanitäre und hygienische Zustände herrschten bekanntlich insbesondere in den beständig anwachsenden Arbeitervierteln, von denen Beobachter erhebliche Gefahren für die öffentliche Ordnung, Gesundheit, Sicherheit und Moral ausgehen sahen. Enge und Übervölkerung dehnten sich zunehmend auch auf die angestammten Bezirke der Mittelschichten aus und drohten die bürgerlich errichteten Grenzen zwischen privaten und öffentlichen Räumen zu verwischen. Zugleich interpretierten große Teile des Bürgertums die wachsende gesellschaftliche Bedeutung der Industriestädte gegenüber dem Land

als bedrohliches Zeichen einer wachsenden politischen Macht der Arbeiterklasse.

Zentraler Bestandteil des Unbehagens vieler Bürgerinnen und Bürger an der Industriestadt war die Beobachtung der Auflösung der als ›natürlich‹ betrachteten Geschlechterordnung. Die Großstadt eröffnete Frauen zwar nach Alter, Herkunft und Klasse sehr unterschiedliche, aber doch immer wieder vielfältige Chancen, durch Erwerbstätigkeit von einem männlichen Ernährer unabhängiger zu werden und so wenigstens partiell aus der zugedachten Rolle der treusorgenden Hausfrau und Mutter auszubrechen. Die Metropole war der Ort, an dem mit neuen Lebensentwürfen experimentiert werden konnte. Viele Frauen sahen und nutzten die Stadt also als Emanzipationsraum.

Angesichts der als unhaltbar betrachteten Zustände formierten sich gesellschaftliche Reformkräfte, deren Ziel die Rettung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung war. Die dieser Bewegung angehörenden Männer und Frauen stimmten in der Wahrnehmung und der Verurteilung der sozialen und physiomoralischen Zustände in den großen Industriemetropolen völlig überein. Auch waren sich beide Geschlechter darin einig, dass die Überwindung der Stadt- und Geschlechterkrise und damit die Rettung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung nur von einer Stärkung der privaten Sphäre der Familie und der mit ihr verbundenen ›weiblichen‹ Normen und Werte ausgehen konnte. Home, family und womanhood lauteten die Schlüsselwörter, die, zur Zauberformel domesticity zusammengebunden, von Mittelschicht-Männern und Frauen romantisiert und verherrlicht wurden. In einem Punkt gab es jedoch einen entscheidenden Unterschied: In der Bewertung der Rolle, die die Metropole in der Problemwahrnehmung spielte.

Die Metropole – Ort oder Ursache der Gesellschaftskrise?

Im männlich geprägten Diskurs erschien die Stadt als die Ursache des Zerfalls von bürgerlicher Moral und politischer Ordnung. Auf die Schrecken der anomischen Großstadt reagierten die Bürger mit der Konstruktion eines ruralen Idylls und der schwärmerischen Verherrlichung der unkorrumpierbaren Werte des Landlebens. Dessen tugendhafte ›Echtheit‹ und ›Einfachheit‹ wurden der unmoralischen ›Künstlichkeit‹ des Lebens in den Metropolen entgegengesetzt. Der Dämonisierung der Großstadt als Ort der schlechten Gesellschaft entsprach die Überhöhung des Landes zum Hort der guten Gemeinschaft. Der Besitz eines außerhalb, aber in Reichweite der Stadt gelegenen Hauses sollte den Mann und seine Familie wieder näher zur Natur bringen und zugleich moralische Stärke, bürgerliche Tugenden und politische Stabilität gewährleisten und damit soziale Ordnung und Kontrolle verbürgen.[3] Die männlichen Reformer sahen die Lösung der Stadt- und Geschlechterkrise also in der Suburbanisierung, d.h. in der strikten physischen Trennung von ›home‹ und ›world‹, von privater und öffentlicher Sphäre. Diese Lösung beruhte auf der Vorstellung einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Familie und Gesellschaft sowie zwischen den damit verbundenen Werten[4]. Der Suburb bezog seine ›raison d'être‹ gerade aus der Entgegensetzung zur city – *»physisch nahe an der Stadt, psychisch jedoch Welten entfernt«*[5].

Im Gegensatz zur Mehrzahl der Männer betrachteten reformorientierte bürgerliche Frauen die Stadt zumeist nicht als Ursache gesellschaftlichen Zerfalls, sondern ›lediglich‹ als den Ort, an dem anderweitig produzierte soziale Probleme manifest wurden. Zwar erkannten diese Frauen grundsätzlich an, dass das Familienideal sich nicht mit der bestehenden urbanen Umwelt vertrug – im Unterschied zu ihren Männern propagieren sie deshalb aber nicht den Auszug aus der Stadt, sondern deren physische, soziale und moralische Erneuerung. Nicht die suburbane Trennung von Familie/Gemeinschaft und Stadt/Gesellschaft war das Ziel, sondern die Verflüssigung der Grenzen zwischen beiden Sphären: Die Stadt wurde als erweiterte Familie bzw. als großer Familienverband begriffen. Das weibliche Modell von ›domesticity‹ zielte also nicht – wie es die Männer forderten – auf die räumliche Distanzierung von ›home‹ und ›world‹, sondern im Gegenteil auf deren Verschmelzung zu einer ›homelike world‹. Die weiblich-mütterlichen Werte der privaten häuslichen Sphäre sollten auf die Stadt ausgedehnt oder übertragen werden, um sie nach dem Modell des ›home‹ zu einem Zuhause zu reformieren. Eva Perry Moore, langjährige Präsidentin der General Federation of Women's Clubs, definierte die urbane Mission wie folgt: *»The City – a Home, clean and beautiful, where every citizen finds an opportunity for the development of the highest that is in him, physically, mentally and morally – this is the vision of the earnest women of our country.«*[6] Auch Mrs. F. A. Pattison, Präsidentin der New Jersey Federation of Women's Clubs, beschwor die *»City Cleanly«*, *»City Sanitary«* and *»City Beautiful«* als Ziel weiblichen Engagements.[7]

Von der Philanthropie zu den ›civic affairs‹: Municipal Housekeeping

Die Entwicklung dieser Position markierte einen tief greifenden Wandel in Bezug auf Aufgaben, Ziele und Selbstverständnis engagierter und organisierter Frauen[8]. Hatten bislang literarische und philanthropische Clubaktivitäten dominiert, so verschob sich in der Zeitspanne von etwa 1890 bis 1920 der Fokus immer stärker auf das neue Gebiet der ›civic affairs‹. Mrs. Imogen Oakley, Chairman des

»I view large cities as pestilential to the morals, the health, and the liberties of man. True, they nourish some of the elegant arts, but the useful ones can thrive elsewhere, and less perfection in the others, with more health, virtue, and freedom, would be my choice.«
Thomas Jefferson, 1800

»Not only to the gender of its daytime population does suburbia owe its essential femininity, but also to the domesticity which is its very *raison d'être*, and to its corresponding alienation from the serious work which has always taken place in the masculine province of the city.«
Barry Schwartz, 1976

Civil Service Reform Committees der General Federations of Women's Clubs, erläuterte die neuen Interessen auf dem Gebiet der Stadtentwicklung wie folgt: *»Bad physical environment means bad moral environment. The more civic work, the less need of philanthropy. Civics is the ounce of prevention which is worth much more than the pound of cure of philanthropy. By civics, we mean all work that benefits the city as a whole, and that helps every person in the city, high and low, rich and poor, fortunate and unfortunate. It includes, among many other things, better and cleaner streets, smoke prevention, improved water supply, disposal of sewage and garbage, fire protection, city planning, and all possible branches of public education«*[9].

Die lange schon von sozial oder karitativ engagierten Frauen angewandte Strategie, die außerhäusige Betätigung mit dem Verweis auf ihre häusliche und familiäre Kompetenz zu legitimieren, wurde nun mit großem Erfolg auf das Feld städtischer Entwicklung und Planung übertragen. So rechtfertigten die Reformerinnen ihre Zuständigkeit für öffentliche Angelegenheiten mit der Feststellung, dass die bestehenden städtischen Verhältnisse die Erfüllung ihrer häuslichen und familiären Aufgaben in erheblichem Maße beeinträchtigten. Entsprechend beklagte Eva Perry Moore die abträglichen Folgen solch großstadttypischer Phänomene wie *»congestion and competition«* für die Familienarbeit von Frauen: »*Under this burden women are perhaps the first to suffer, in the endeavor to make possible to husband and children the comfort of home under such manifest handicaps«* – woraus Moore folgerte, dass Frauen die Verbesserung der städtischen Umwelt selbst in die Hand nehmen müssten: *»The women of the country are banding themselves together in an organized effort toward civic welfare«*[10]. In diesem Sinne schrieb etwa Mrs. T. J. Bowlker, Präsidentin der Women's Municipal League of Boston: *»Our work is founded on the belief that woman has a special function in developing the welfare of humanity which man can not perform. This function consists in her power to make, of any place in which one may happen to live, a home for all those who come there. Women must now learn to make of the/ir cities great community homes for all the people.«*[11]

Wenn aber, wie die Frauen lehrten, die Stadt als ein großer Familienverband aufzufassen und zu behandeln war, dann bedeutete Stadtpolitik und -verwaltung im Kern letztlich wenig anderes als einen großen Haushalt zu führen. Mit diesem Argument kehrten Reformerinnen die Beweislast um und verlangten, den Nachweis über die Befähigung zum *»municipal housekeeping«*[12] zum Eignungskriterium für jeden männlichen Kommunalpolitiker zu erheben, der die Rolle des Stadtvaters, also des Familienoberhaupts oder Haushaltsvorstands beanspruchte: *»Is she a good housekeeper?‹ This query has tested the standard of women for ages. Now comes the new viewpoint. A man desires to become a City Father. The question at once arises: will he prove a good housekeeper for the city? Here is something for future candidates to think about. A first-class housekeeper must be provident in those things that promote the health, comfort, and welfare of her family. Every city, no matter as to size, should do as much. The day is at hand when these things will be demanded of our city keepers.«*[13]

Mit dieser anderen Sichtweise von Frauen auf die Stadt gingen auch andere Vorstellungen von der Stellung und der Rolle der Frau in der Gesellschaft einher. Die von den bürgerlichen Reformerinnen formulierte Ideologie der Häuslichkeit war zwar, ebenso wie die männliche, ebenfalls um die kulturelle Institution der Familie zentriert, von der die moralische Erneuerung der Nation ausgehen sollte. Der Macht- und Einflussbereich der Frauen sollte im weiblichen Modell allerdings nicht auf die häusliche Sphäre beschränkt bleiben. Aus dem Anspruch, dass diese ja gerade auf alle anderen Lebensbereiche ausstrahlen und so die Lebensbedingungen verbessern sollte, leiteten die Reformerinnen eine zentrale Rolle der Frauen bei der Veränderung der Gesellschaft ab. Diese Rolle war ö f f e n t l i c h und hatte ihren Ort in der Stadt: *»Women domestic reformers did not urge their readers to leave the city, but to develop proper values within it.«*[14] Diese ambivalente Strategie, die öffentliche Betätigung der Frauen mit dem Verweis auf ihre häusliche Kompetenz zu legitimieren, findet sich nicht nur in der einflussreichen Ratgeber-Literatur der Zeit, sondern vor allem auch bei der Philanthropie-Bewegung und bei den ersten Generationen von Architektinnen und Planerinnen[15].

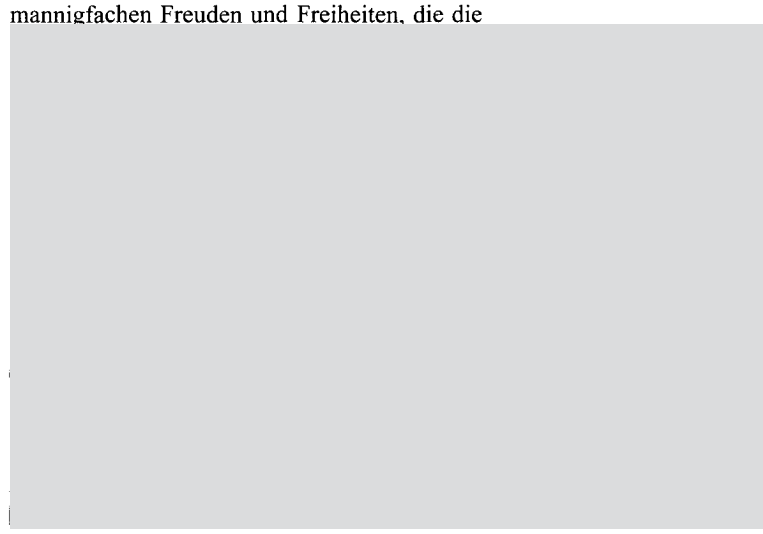
Suburbia als neues Zentrum weiblichen Engagements

Welches der beiden Modelle sich durchsetzte, ist hinreichend bekannt. Obwohl organisierte Frauenverbände noch lange dagegen kämpften, begann die Suburbanisierung sich ab den 1870er-Jahren immer stärker durchzusetzen. Wenn aber der Siegeszug der Suburbanisierung einerseits von vielen Forscherinnen als eine Niederlage für Frauen interpretiert und beklagt wurde (und wird), so war andererseits der Sieg des männlich geprägten Modells zunächst keiner auf der ganzen Linie bzw. wurde nicht uneingeschränkt gefeiert. Man könnte fast sagen, der Schuss ging zunächst nach hinten los. Anstatt die gewünschte traditionelle Ordnung der Geschlechter wieder herzustellen und räumlich abzusichern, schien Suburbia sich kaum weniger als die Stadt zu einem Ort zu entwickeln, an dem mit neuen Geschlechterrollen experimentiert werden sollte. Teils mit Besorgnis,

teils mit offenem Entsetzen mussten (meist männliche) Beobachter erkennen, dass viele familienorientierte Frauen die ihnen in den Sonntagsreden von Heim, Herd und Familie zugebilligte ›natürliche‹ Autorität nun auch tatsächlich für sich reklamierten. Jeffrey berichtet aus der Frühphase der Suburbanisierung, dass im Zuge der kultischen Verehrung von Heim und weiblichen Werten die außerhäusigen, weltlichen Tätigkeiten der Männer tendenziell entwertet und mit Argwohn beäugt wurden. Von der viel beschworenen Dominanz energischer und selbstbewusster Frauen im suburbanen Heim fühlten sich viele Männer nun offenbar durchaus bedroht. Und wiederum wurde das sozial-moralische Klima einer physischen Umwelt für das Übel verantwortlich gemacht. Gerade noch Königsweg zur Rettung von bürgerlicher Moral und Geschlechterordnung, schienen die Vorstadtsiedlungen nun ihrerseits zur Ursache eines neuen Problems der Geschlechterarrangements zu werden: nämlich des Autoritätsverlusts, der Unterdrückung und der *»Unterordnung des Mannes in der modernen Familie«*[16]. Alarmiert (und immer zugleich auch fasziniert) wurde von einer aggressiven weiblichen Vorherrschaft in den Vorstadtsiedlungen berichtet. Die familiäre Bedeutung des Gatten und Vaters schien sich immer mehr in seiner Funktion des Geldverdieners zu erschöpfen. Frauen dagegen *»were pictured as the rulers of the family or at least as independent of their husband's will; the men were taken to be passive in decision of home and immediate community life«*[17].

Suburbias Frauen dagegen schienen im männerlosen Alltag bestens klarzukommen. Gefühle von Einsamkeit und Langeweile, wie sie aus der zweiten Phase der Suburbanisierung bekannt sind, schienen sowohl den familienorientierten ›Matriarchinnen‹ als auch den weniger häuslichen Bewohnerinnen von Suburbia fremd zu sein. Viele Frauen setzten ihr soziales und politisches Engagement auch nach Verlassen der Stadt fort: In den suburbanen Wohngebieten schossen Women's Clubs wie Pilze aus dem Boden. In seiner großangelegten Studie »The Suburban Trend« beobachtete Harlan Paul Douglass: *»Having the suburb so much to themselves during daytime, it is not to be supposed that aggressive and self-conscious women will not do anything with it. Suburban womanhood, one remembers, is often highly educated and possesses great executive ability. Accordingly one often find's women's clubs of spectacular size, with palatial buildings, sometimes representing federation or other forms of complex organization. Their interests are all-sided with strong tendency to stress civic responsibility«*[18].

Ein euphorisches Bild suburbanen Frauenalltags als großes Outdoor-Abenteuer zeichnet ein bemerkenswerter Aufsatz von Hilda Ward aus dem Jahre 1907. Wie Ward zeigt, gehörte zu den großen Veränderungen, die das Auto mit sich brachte, nicht zuletzt ein enormer Zuwachs von Optionen in der Lebensführung suburbaner Frauen; ihr Text ist eine Aufzählung und begeisterte Feier der mannigfachen Freuden und Freiheiten, die die automobile Erweiterung des Aktionsradius' Suburbias modernen Frauen eröffnete. Waren die Gatten morgens erst einmal am Bahnhof abgeliefert, tat sich ihnen eine Fülle attraktiver Möglichkeiten auf, den Tag zu gestalten. Hilda Ward schwärmt: *»She has a chance for a dip in the ocean in the morning, lunch at the golf-links, and dinner in the mountains, if she chooses, all in one day. She can appear at any number of tea-parties in the afternoon without changing her toilet, and will find that many of her guests are following the same circuit. So many pleasant things there are to do in the suburbs!«*[19] In der Perspektive einer – ohne Zweifel privilegierten – Frau wie Hilda Ward erschien Suburbia keinesfalls als ein Umfeld, das Frauen auf eine familienbezogene Häuslichkeit reduzierte, sondern vielmehr als Land der unbegrenz-



Suburb-Frauen und Autos, 1907

Werbebroschüre, Long Island, 1923

»Age?‹ she asked. ›Sex? Occupation?‹ ›Writer‹, I said. ›Housewife‹, she said. ›Writer‹, I said. ›I'll just put down housewife‹, she said.« Die Schriftstellerin Shirley Jackson schildert ihre Begegnung mit der unerschütterlichen Dame an der Rezeption eines suburbanen Krankenhauses, 1953

ten Möglichkeiten, das es zu erobern, sich anzueignen und zu nutzen galt.

Nach dem Ersten Weltkrieg beruhigte sich die Aufregung um City, Suburb und die damit verbundenen Geschlechterarrangements. Zum Siegeszug und zur Verallgemeinerung der Suburbanisierung haben vor allem technologische, infrastrukturelle und massenmediale Entwicklungen beigetragen. Maßgeblich für die Konsolidierung von ›suburbanism as a way of life‹ in der klassischen Phase war aber nicht zuletzt die Abkehr der Mittelschicht-Frauen von der Stadt. Die Verschärfung von Klassengegensätzen und die Zunahme ethnischer Konflikte hatten die städtische Atmosphäre rauer werden lassen, auch und gerade für Frauen und Kinder. Viele Reformerinnen erklärten die urbane Mission für gescheitert und schlossen sich der männlichen Sichtweise von der Stadt als familienfeindlichem und gefährlichem Pflaster an. Der Akzent des weiblich-reformerischen Häuslichkeitsideals verschob sich vom sozial orientierten *»social housekeeping«* zum kernfamilienbezogenen *»educated motherhood«*[20]. Den symbolischen End- und Wendepunkt des breit organisierten sozialen Engagements von Mittelschicht-Frauen markierte schließlich die Durchsetzung des Frauenwahlrechts 1920[21]. Die Einführung von ›Ernährerehe‹ und ›Familieneinkommen‹ trug ein Übriges dazu bei, dass das Gros der Frauen der (sich verbreiternden) Mittelschicht fortan das suburbane Hausfrauen- und Mutterdasein akzeptierte und kultivierte[22]. Allgemein ging nach dem Ersten Weltkrieg eine Phase begrenzter gesellschaftlicher Reformbereitschaft und Experimentierfreudigkeit zu Ende, und eine Periode des Rückzugs bzw. der Suche nach individuellem Sinn und persönlicher Erfüllung brach an. Suburbia war der Ort, auf den sich viele Träume richteten, Frauen haben den ›suburban dream‹ mitgeträumt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg: Das neue Gesicht der Suburbs

Die Rückkehr der Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg und der unmittelbar darauf einsetzende Baby-Boom verschärften die ohnehin angespannte soziale Lage in den nordamerikanischen Städten und führten zu einem eklatanten Mangel an bezahlbarem Wohnraum. Als Reaktion wurde an den städtischen Peripherien umgehend mit der Erschließung bislang unbebauten Landes in ungeheurem Ausmaß begonnen, um so viele Menschen so schnell, so billig und so profitabel wie möglich unterzubringen. Sogenannte *»instant suburbs«*[23] schossen wie Pilze aus dem Boden.[24] In dieser Phase verlor die suburbane Wohnform endgültig ihren upper-middle-class-Charakter und wurde breiten Schichten zugänglich. Für die soziale Homogenität sorgten die Developer, indem sie die Häuser strikt nach Kriterien von Einkommen, Alter und ethnischer Zugehörigkeit – d.h. fast ausnahmslos an junge weiße Familien – vergaben.

Um dieses ›neue‹ Suburbia entbrannte in den 1950er- und 1960er-Jahren eine erbitterte Kontroverse zwischen Schriftstellern, Journalisten, Planern, Sozialwissenschaftlern und Kulturkritikern. Ausgelöst wurde sie durch eine Fülle von Sozialreportagen, populärwissenschaftlichen und literarischen Texten sowie gemeindesoziologischen Studien, die sich kritisch mit dem neuen Gesicht der Suburbs und dem assoziierten neuen Sozialcharakter und Lebensstil der Suburbaniten auseinandersetzten.[25] Ironisch, bissig oder offen polemisch im Ton, prangerten diese Arbeiten vor allem die konstatierte Erosion von Freiheit und Individualität sowie den Zwang zur Konformität als Folge der sozialen Selektivität und der sterilen Gleichförmigkeit suburbanen Lebens an. Dabei wurde vom äußeren Erscheinungsbild der Suburbs umstandslos auf die Eigenschaften ihrer BewohnerInnen geschlossen. Die massenfabrizierten, gleichförmigen Vorstädte mit ihren uniformen, vorgefertigten Häusern sollten, so die übereinstimmende Diagnose, ebenso genormte und standardisierte Massen- bzw. *»Herdenmenschen«*[26] anlocken und hervorbringen: *»Mass produced, standardized housing breeds standardized individuals, too.«*[27]

Suburbia als Ort weiblicher Trivialität

In diesen kritischen Studien nahm die Beschäftigung mit dem Alltagsdasein suburbaner (Haus-)Frauen breiten Raum und eine Schlüsselstellung bei der Bewertung des suburbanen Lebensstils ein. Dabei dienten sowohl der Suburbia durchgehend zugeschriebene, essentiell weibliche Geschlechtscharakter als auch die Lebenssituation und Lebensführung suburbaner Haus-Frauen den Forschern als Ausweis und Beleg der unterstellten Geist- und Substanzlosigkeit suburbanen Lebens. Die Ablehnung und Verdammung von ›suburbanism as a way of life‹ im Allgemeinen artikulierte sich als Ablehnung und Verdammung des suburbanen Frauendaseins im Besonderen. Große Aufmerksamkeit für die Lebenssituation von Suburbias Frauen sowie eine androzentrische und zum Teil offen frauenfeindliche Forschungshaltung, wie sie in zahlreichen Studien anzutreffen ist, schlossen sich somit keineswegs aus, sondern konnten einander perfekt ergänzen.

Die Suburbia-Studien präsentierten den Tagesablauf von Frauen als einförmig und sinnentleert: Sie machten morgens das Frühstück, brachten die Männer zum Auto oder Zug, widmeten sich Kindern und Haushalt, bereiteten die Mahlzeiten, lasen die neuesten Ratgeber für Haushaltsführung und Kindererziehung, diskutierten diese beim täglichen Kaffeeklatsch mit benachbarten Müttern, chauffierten ihre Kinder zu diversen Freizeitaktivitäten, abends holten sie ihre Männer wieder vom Zug ab.

Die dem suburbanen Lebensstil in der kritischen Literatur häufig vorgehaltene Trivialität erscheint in solchen Schilderungen als eine spezifisch weibliche Trivialität. Der insgesamt von den Forschern vermittelte Eindruck ließe sich folgendermaßen zuspitzen: Je höher der Grad der (weiblichen) suburbanen Geselligkeit, desto höher der Grad auch der geistigen und seelischen »*Verarmung*« von Frauen[28]. Die Schilderungen vorstädtischen Frauenalltags lesen sich wie eine Illustration von Robert Woods Anwurf, suburbanes Leben folge einem *»implacable array of schedules which seem to testify to the suburbanite's inability to live as an individual«*[29]. Suburbane Haus-Frauen wurden durchweg nicht als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen und dargestellt. In den Augen der Betrachter funktionierten sie nach einem festen Stunden- und Aufgabenplan, der ganz darauf ausgerichtet war, den Bedürfnissen und Ansprüchen von Familie und Gemeinschaft zu entsprechen. Ihre Existenz wurde von Kräften und Mächten außerhalb ihrer selbst definiert, sie selber schienen keine Verfügungs- und Gestaltungsmacht über ihr eigenes Leben zu haben. So wurden vor allem sie zur Inkarnation des fremdbestimmten, außengeleiteten Massenmenschen stilisiert. Suburbane Frauen wie auch Suburbia selbst, so kann man mit Barry Schwartz zusammenfassen, wurden bis Mitte der 1960er-Jahre als ganz dem Freudschen Konzept von Weiblichkeit entsprechend identifiziert: *»passive, intellectually void, instinctually distractive – in short: anti-cultural«*[30].

Suburbane Neurosen

Von der in der ersten Phase wahrgenommenen *»aggressiven Dominanz«* der stolzen Herrscherinnen von Heim und Herd war also nichts mehr übrig geblieben. Ab und an war zwar noch von einem *»suburbanen Matriarchat«* die Rede[31], aber darin versteckte sich keine Respektsbekundung mehr. Die Ansprüche an eine gute Haus-Frau, Gattin und Mutter waren nach wie vor hoch, aber Arbeit und Anstrengungen, die es kostete, diese zu erfüllen, erfuhren keine gesellschaftliche Anerkennung und Wertschätzung, sondern wurden allgemein bemitleidet, belächelt oder gar verächtlich gemacht. Dieses negative Stereotyp wirkte auf Suburbias Bewohnerinnen zurück. Wenn der soziale Status ›suburbane Haus-Frau‹ in der ersten Welle der Suburbanisierung noch Ausgangspunkt weiblichen Selbstbewusstseins und moralischer und familiärer Autorität sein konnte, so erschien er in der zweiten nurmehr als Quelle von Unsicherheits- und Minderwertigkeitsgefühlen. Die Bestimmung von Suburbia als ›female environment‹ wurde von einer Wertschätzung zum Stigma. Immer mehr Frauen empfanden das suburbane Dasein als eine Falle, aus der es kein Entrinnen gab. Ausbruchsversuche sind in dieser Periode aber ebenso spärlich dokumentiert wie Versuche, sich offensiv gegen die zugedachten Geschlechterrollen und Rollenklischees zur Wehr zu setzen. Stattdessen gebar Suburbia eine eigene Psychopathologie der ›suburban gefangenen Hausfrau‹. Die Literatur ist voll von ›Überfrauen-Komplexen‹, ›suburbanen Neurosen‹, Suchtproblemen, Geisteskrankheiten und Selbstmordversuchen, die auf die Langeweile, Frustration und Isolation des Lebens in Suburbia zurückgeführt wurden. Als »Redbook Magazine« seine Leserinnen aufforderte, Ideen und Material zu einem im Jahre 1960 geplanten Artikel »Why Young Mothers Feel Trapped« einzusenden, erhielt es 24.000 Zuschriften.[32]

Suburb-Frauen und Autos in den 1950er-Jahren

Familienfoto vor dem Eigenheim in Cape Cod, 1948

Suburbia als Ort des »Weiblichkeitswahns«

Das Erscheinen von Betty Friedans bahnbrechender Sozialstudie »The Feminine Mystique« im Jahre 1963 markiert eine tiefe Zäsur innerhalb der Suburbia-Debatte: Erstmals wurde die Kritik an ›suburbanism as a way of life‹ als eine offen feministische formuliert. Friedan porträtierte Suburbia als Sitz und Katalysator des *»Weiblichkeitswahns«* – jener herrschenden Geschlechter-Ideologie, die

»The problem lay buried, unspoken, for many years in the minds of American women. It was a strange stirring, a sense of dissatisfaction, a yearning that women suffered in the middle of the twentieth century in the United States. Each suburban wife struggled with it alone. As she made the beds, shopped for groceries, matched slipcover material, ate peanut butter sandwiches with her children, chauffeured Cub Scouts and Brownies, lay beside her husband at night – she was afraid to ask even of herself the silent question – ›Is this all?‹«

Betty Friedan, 1963

von Frauen verlangte, ihre Bestimmung und Erfüllung darin zu finden, dass sie ihr Leben ganz und gar in den Dienst der Familie stellten und anderer, ›eigener‹ Ambitionen entsagten. Als Folge der Diskrepanz zwischen propagiertem Ideal und erlebter Wirklichkeit wurde Suburbia zum Schauplatz des besagten *»problem that has non name«*[33]: jenes vagen, undefinierten und zumeist auch unartikulierten Gefühls vieler Frauen, dass es doch ›etwas mehr‹ und ›etwas anderes‹ als ›nur‹ die tägliche Haushaltsroutine geben müsste. Friedans Verdienst war es, dieses ›Problem‹ zum ersten Mal nicht mehr vornehmlich den betroffenen Frauen und ihrer Lebensumgebung anzulasten, sondern es in den breiteren gesellschaftlichen Kontext der Geschlechterverhältnisse gestellt zu haben.

In Suburbia erkannte Friedan den Ort, an dem sich dieser reduzierte weibliche Lebensentwurf baulich-räumlich und sozio-kulturell manifestierte und realisierte; den Ort, an dem Frauen zu Haus-Frauen herabgewürdigt und in den *»Käfig ihrer Rolle gesperrt«* wurden. In diesem Zusammenhang muss festgehalten werden, dass Friedan, ungeachtet ihres feministischen Blickwinkels, insofern voll in den Main- oder Malestream der Suburbia-Kritik einstimmte, als auch sie Suburbias Frauen die Anerkennung als ernstzunehmende Persönlichkeiten versagte – ebenso wie die männlichen Kritiker betrachtete Friedan den Anspruch, suburbane Hausfrau und ein Individuum zugleich zu sein, als eine logische Unmöglichkeit, ja als Widerspruch in sich. Dies wird sehr deutlich etwa an Friedans Kritik der *»housewife writers«*, denen sie mit Blick auf deren Status als bekannte Schriftstellerinnen vorwarf, mit ihrem literarischen Hausfrauen-Ich das Leben, das sie führten *»not as housewifes, but as individuals«* zu verleugnen[34]. Der entscheidende Unterschied allerdings lag darin, dass Friedans Frauen handlungsfähig waren – sie konnten aus der suburbanen Hausfrauen-Logik der *»progressiven Entmenschlichung«*[35] ausbrechen und sich zu vollwertigen Individuen befreien. In diesem Sinne forderte Friedan einen radikalen gesellschaftlichen Bruch mit den bisherigen Weiblichkeitsidealen und die Entwicklung eines *»neuen Lebensplans«*, der Frauen nicht mehr vor jene fatale Entweder-Oder-Wahl zwischen Familie und Beruf stellte, sondern auf der Vereinbarkeit von beidem beruhte[36].

Zurück in die Stadt!

Friedans Buch war ein *»watershed event«*[37]. Es wurde ein internationaler Bestseller und kann als d a s Gründungsdokument der sich in den 1960er-Jahren formierenden zweiten amerikanischen Frauenbewegung betrachtet werden.[38]

Wenn Friedan am Ende ihres ersten Kapitels feststellte: *»We can no longer ignore that voice within women that says: ›I want something more than my husband and my children and my home‹«*[39], so war klar, dass dieses ›Mehr‹ seinen Ort nur in der Stadt haben konnte. Entsprechend stellte sich die von Friedan inspirierte Emanzipationsbewegung auch als massenhafter Auszug von Frauen aus Suburbia dar; die vielen individuellen Entscheidungen addierten sich zu einer großen, kollektiven Wanderung zurück in die Stadt. Jane Davison, die die Periode von 1960 bis 1976 als *»The Fall of A Doll's House«* charakterisiert, berichtet aus eigener Erfahrung: *»The collapse of my monogamous relationship with my house, as isolated and personal an event as it seemed to me when it happened, seems to be a divorce replicated all over the countryside, as employers and relocation statistics confirm. Women are either being forced or lured out of their dollhouses. The kind of interior, segregated existence that has dominated the expectations of most American women since 1900 is no longer regarded as universally possible or desirable.«*[40]

In ihrem Roman »The Women's Room« (1977),[41] unter dem Titel »Frauen« nur ein Jahr später auf Deutsch erschienen, zeigte Marilyn French diese Phase und Erfahrung am Lebensweg der Protagonistin Mira exemplarisch auf. Das überaus erfolgreiche Werk, international einer der meistgelesenen Romane der 1980er-Jahre, liest sich in weiten Teilen wie die literarische Umsetzung von Friedans »Feminine Mystique« (was von French auch so beabsichtigt war). Geschildert werden Miras ganz dem Weiblichkeitsideal entsprechende Erziehung und Sozialisation, die in eine frühe Hochzeit münden. Um das Medizinstudium ihres Mannes Norman zu finanzieren, gibt Mira ihr eigenes Studium auf und nimmt Aushilfsjobs an. Das Paar bekommt zwei Söhne und zieht nach Meyersville, das als der typische amerikanische Suburb der 1950er-Jahre inszeniert wird: als ein homogener, patriarchal strukturierter, tagsüber männerloser Ort, an dem vormals begabte, intelligente, kreative Frauen ihr Leben vollends in den Dienst ihrer Männer und Kinder stellen und dabei allmählich verdummen, verzweifeln oder krank werden. Kaffeeklatsch und nachbarschaftliche Geselligkeit bestimmen ihren Alltag, aber die Beziehungen zwischen den Frauen bleiben letztlich doch oberflächlich, die Gespräche belanglos. Obwohl Mira – ungeachtet ihrer wachsenden inneren Unzufriedenheit – sich so verhält, wie es von einer guten Hausfrau und Mutter erwartet wird, scheitert ihre Ehe.

Ihr Entschluss, das Suburb-Milieu und die Söhne zu verlassen, um das abgebrochene Universitätsstudium wieder aufzunehmen, markiert die entscheidende Wende in Miras Leben. Wie sie schmerzhaft feststellen muss, sind die städtischen und akademischen Geschlechterbeziehungen nicht weniger patriarchal und gewaltförmig angelegt als die suburbanen. Nichtsdestoweniger eröffnen ihr die Angebote, die nur in der städtischen Welt der

Heterogenität, der Differenz, der Bildung, Politik und Kultur anzutreffenden sind, die Möglichkeit der Wahl und damit der Selbstbestimmung. Der Umzug zurück in die Stadt ist insofern die erste und notwendige Voraussetzung der Selbstbefreiung, der Entwicklung feministischen politischen Bewusstseins und der Konstitution einer Frauenbewegung.

Fazit

Was in der ersten Phase der Suburbanisierung noch mehr (männlicher) Wunsch als Wirklichkeit gewesen war: die vollständige soziale und räumliche Trennung der Welten von City und Suburb und die alternativlose Identifikation der Geschlechter mit den jeweils zugeordneten Bildern und Rollen, war in der zweiten in einem Maße Realität geworden, dass selbst unzufriedene Frauen kaum mehr Spiel- und Freiräume für sich entdecken und nutzen konnten. Zugleich aber hatte sich der Bezugs- und Deutungsrahmen, innerhalb dessen die suburbane Lebensweise wahrgenommen und bewertet wurde, grundlegend verändert. Mit der Aufwertung der Stadt als männlicher Sphäre von Öffentlichkeit und Diversität sowie als Ort kultureller Leistungen und zivilisatorischer Errungenschaften ging die Abwertung Suburbias als einer ›bloß‹ privaten, familiär-häuslichen, homogenen, monotonen und trivialen weiblich-mütterlichen Welt einher, deren Inhalte, also die Haus- und Familienarbeit, zugleich vollständig entwertet wurden. Angesichts dieser Verschiebungen ist es kaum verwunderlich, dass die Geringschätzung des suburbanen Lebens sich vor allem an Suburbias weiblichem Geschlechtscharakter sowie am suburbanen Frauenalltag festmachte.

Im Hinblick auf das Bedürfnis, diese Wahrnehmung aufzubrechen, hatten Suburbias Frauen auch von Seiten der Mitte der 1960er-Jahre aufkommenden Frauenbewegung keine große Unterstützung zu erwarten: Auch deren Aktivistinnen hielten es für ausgeschlossen, Suburbbewohnerin und eine selbstbewusste und entwickelte Persönlichkeit zugleich zu sein, so dass erst der Umzug in die Stadt als Schritt der Emanzipation anerkannt wurde. In dieser Hinsicht fielen sie hinter die erste stadtbezogene Frauenbewegung zurück, die erkannt hatte, dass Siedlungsstrukturen soziales Handeln (von Männern und Frauen) ebenso wie soziale (Geschlechter-)Beziehungen beeinflussen und prägen, ermöglichen oder behindern, aber sie weder das eine noch die anderen determinieren.

In den zu Beginn der 1970er-Jahre entstehenden urban gender studies wurde Suburbia als eine ›antifeministische Umgebung‹ analysiert und verurteilt: *»As mere geographical extension of our male-centered society, suburban environments offer a secondary place to women, a place inhibiting the full expression of the range of women's roles, activities, and interests.«*[42] Dem dominanten städtebaulichen und (innen-)architektonischen Gestaltungsprizip *»A woman's place is in the home«*[43] setzte die frauenbewegte Stadt- und Raumforschung entschieden ein programmatisches *»A Woman's Place is in the City«*[44] entgegen – und knüpfte darin, ohne sich dieser Traditionslinie voll bewusst zu sein, an die erste Frauenbewegung der Jahrhundertwende an.

Anmerkungen

1 Daphne Spain: Gendered Spaces, Chapel Hill/London 1992, XI; Renate Borst: Die zweite Hälfte der Stadt. Suburbanisierung, Gentrifizierung und frauenspezifische Lebenswelten, in: Das neue Gesicht der Städte: Theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der internationalen Debatte, hg. von Dies. u.a., Basel 1990, S. 237.
2 Rosalyn Baxandall / Elisabeth Ewen: Picture Windows. How the Suburbs Happened, New York 2000, S. 251.
3 Vgl. Margaret Marsh: Suburban Lives, New Brunswick/London 1990, xiii; Kenneth Jackson: The Crabgrass Frontier. The Suburbanization of the United States, New York/Oxford 1985, S. 50f.; siehe auch: David Thorns: Suburbia, London 1972, S. 16.
4 Kirk Jeffrey: The Family as Utopian Retreat from the City. The Nineteenth Century Contribution, in: Soundings. An Interdisciplinary Journal, Spring 1972, S. 29.
5 Margaret Marsh: Suburban Lives, a.a.O., S. 90.
6 Eva Perry Moore: Woman's Interest in Civic Welfare, in: The American City, 1909, No. 1, S. 4.
7 F.A. Pattison: The Relation of the Woman's Club to the American City, in: The American City, 1909, No. 1, S. 130.
8 Eugenie Ladner Birch: From Civic Worker to City Planner: Women and Planning, 1890-1980, in: The American Planner Biographies and Recollections, hg. von Donald A. Krueckeberg, New York/London 1983, S. 399.
9 Imogen B. Oakley: The More Civic Work, the Less Need of Philanthropy. How Women's Clubs are Turning from Mere Charity to Constructive Work for Improving Municipal and Social Conditions, in: The American City, Vol. VI, 1912, No. 6, S. 805; vgl. F.A. Pattison: The Relation of the Woman's Club to the American City a.a.O.
10 Eva Perry Moore: Woman's Interest in Civic Welfare Moore, a.a.O., S. 4.
11 T.J. Bowlker: Woman's Home-Making Function Applied to the Municipality. Some Practical Lessons from the Work of a Thoroughly Democratic Women's Organization, in: The American City, Vol. VI, 1912, No. 6, S. 863. Dieselbe Strategie verfolgten auch die Architektinnen, Planerinnen und Betreiberinnen des überaus erfolgreichen Women's Building, die sich die Teilnahme am berühmten Chicago World Fair 1893 erstritten hatten: *»The Lady Managers succeeded because of the personal influence of their leaders, their strong organization, and their care to frame their work in terms of women's domestic functions. Using a conservative definition of female roles, they brought their interests into the public view under the cloak of domesticity.«* Eugenie Ladner Birch: From Civic Worker to City Planner, a.a.O., S. 400.
12 F.A. Pattison: The Relation of the Woman's Club to the American City a.a.O., S. 130.
13 E.F. Moulton: Municipal Housekeepers, in: The American City, 1909, No. 1, S. 123; Mrs. Edwin F. Moulton war Chairman des Committee on Civics der General Federation of Women's Clubs.
14 Margaret Marsh: Suburban Lives, a.a.O., xiii.
15 Eugenie Ladner Birch: From Civic Worker to City Planner, a.a.O.
16 Herbert Gans: Die Levittowner. Soziographie einer ›Schlafstadt‹, Gütersloh 1969, S. 11.
17 Richard Sennett: Families Against the City. Middle-Class Homes of Industrial Chicago, 1872-1890, Cambridge, Ma./London, UK 1970, S. 59.

18 Harlan Paul Douglass: The Suburban Trend. Reprint. With a New Introduction by Scott Donaldson, New York/London 1970 (Original: 1925), S. 194f.
In Großbritannien stellte sich die Situation ähnlich dar. Als so stark galt dort das Selbstbewusstsein suburbaner Frauen, dass der entsetzte Brite T. W. H. Croslands 1905 Suburbia sogar als Zentrum weiblicher Emanzipationsbestrebungen sah: *»The female suburban shapes the male, and is the principal agent of change. Among other modern heresies, the grand principle of female independence had its rise in suburbia.«* Zit. nach: John Carey: The Intellectuals and the Masses. Pride and Prejudice among the Literary Intelligentsia, 1880-1939, New York 1992, S. 57.
19 Hilda Ward: The Automobile in the Suburbs from a Woman's Point of View, in: Suburban Life, Vol. V, 1907, No. 5, S. 270.
20 Sheila Rothman, zit. nach Margaret Marsh: Suburban Lives, a.a.O., S. 18.
21 Eugenie Ladner Birch: From Civic Worker to City Planner, a.a.O., S. 405.
22 Ebenda.
23 Scott Donaldson: The Suburban Myth, New York/London 1969, S. 39.
24 Prototypisch für die massenproduzierten Suburbs der Nachkriegszeit standen die von der Firma Abraham Levitt & Sons errichteten und nach ihr benannten Levittowns (erbaut in Long Island, Pennsylvania und New Jersey).
25 Wichtige und einflussreiche Arbeiten sind Norman Pearson: Hell is a Suburb. What Kind of Neighborhoods Do We Want?, in: Community Planning Review, Vol. 7, 1951, No. 3, S. 124-128; Harry Henderson: The Mass-Produced Suburbs. How People Live in America's Newest Towns, in: Harper's Magazine 11, 1953a, S. 25-32; Harry Henderson: Rugged American Collectivism. The Mass-Produced Suburbs, Part II, in: Harper's Magazine 12, 1953b, S. 80-86; John Keats: The Crack in the Picture Window, Cambridge, Ma 1956; John R. Seeley / Alexander Sim / Elizabeth W. Loosley: Crestwood Heights. A Study of the Culture of Suburban Life, New York 1956; Max Lerner: The Suburban Revolution, in: America as Civilisation. Life and Thought in the United States Today, New York 1957, S. 172-182; David Riesman: Die Einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters, Darmstadt/Berlin-Frohnau/Neuwied am Rhein 1956; Ders.: The Suburban Dislocation, in: Annals of the American Academy of Political and Social Science, Vol. 341, 1957, S. 123-146; William H. Whyte: Herr und Opfer der Organisation (The Organization Man), Düsseldorf 1958 (Original 1956); Robert Coldwell Wood: Suburbia. Its People and Their Politics, Boston 1958; Erich Fromm: Der moderne Mensch und seine Zukunft. Eine sozialpsychologische Untersuchung, Frankfurt am Main 1969; Betty Friedan: The Feminine Mystique. With a New Introduction and Epilogue by the Author, Second Printing New York 1979 (Original: 1963); vgl. auch Sylvia Fleiss Fava: Suburbanism as a Way of Life, in: American Sociological Review 21, 1956, S. 34-38; Maurice R. Stein: Suburbia: Dream or Nightmare, in: Ders: The Eclipse of Community. An Interpretation of American Studies, New York/Evanston/London 1960, S. 199ff. und Mumford (1961).
26 Erich Fromm: Der moderne Mensch, a.a.O.
27 Sidonie M. Gruenberg: Homogenized Children of New Suburbia, in: The New York Times Magazine, Sept. 19, 1954, S. 14.
28 David Riesman: Die Einsame Masse, a.a.O., S. 437ff.
29 Robert Coldwell Wood: Suburbia, a.a.O., S. 6.
30 Barry Schwartz: Images of Suburbia: Some Revisionist Commentary and Conclusions, in: Ders. (Hg.): The Changing Face of the Suburbs, Chicago/London 1976, S. 335.
31 Norman Pearson: Hell is a Suburb, a.a.O.; John Keats: The Crack in the Picture Window a.a.O.
32 Quelle: Gilder Lehrman History Online: http://www.gliah.uh.edu/database/article_display.cfm?HHID=378; 27.01.03. Im selben Jahr widmete der Fernsehsender CBS der unter Suburbias Frauen grassierenden Unzufriedenheit ein eigenes, vielbeachtetes Special mit dem Titel »The Trapped Housewife« (Donald R. Katz: Home Fires. An Intimate Portrait of One Middle-Class Family in Postwar America, New York 1992, S. 122.)
33 Betty Friedan: The Feminine Mystique, a.a.O., S. 11ff.
34 Ebenda, S. 50; vgl. Nancy Walker: Humor and Gender Roles: The ›Funny‹ Feminism of the Post-World War II Suburbs, in: Arthur P. Dudden (Hg.): American Humor, Oxford 1987, S. 120.
35 Betty Friedan: The Feminine Mystique, a.a.O., S. 271ff.
36 Ebenda, S. 326ff.
37 Nancy Walker: Humor and Gender Roles, a.a.O., S. 118.
38 Friedan selber wurde Mitbegründerin und maßgebliche Aktivistin der größten und einflussreichsten US-amerikanischen Frauengruppierung, der National Organization of Women (NOW).
39 Betty Friedan: The Feminine Mystique, a.a.O., S. 27.
40 Jane Davison (with Leslie Davison): To Make a House a Home. Four Generations of American Women and the Houses they Lived in, New York 1994, S. 26.
41 Marilyn French: The Women's Room, New York 1977 (dt. Übersetzung: Frauen. Roman, Reinbek 1978).
42 Sylvia Fleiss Fava: Suburbanism as a Way of Life, a.a.O., S. 129.
43 Dolores Hayden: What Would a Non-Sexist City Be Like? Speculations on Housing, Urban Design and Human Work, in: Gender Space Architecture. An Interdisciplinary Introduction, hg. von Jane Rendell / Barbara Penner / Iain Borden, London/New York 2000 (Original 1981), S. 179; Suzanne Mackenzie / Rose Damaris: Industrial Change, the Domestic Economy, and Home Life, in: James Anderson / Simon Duncan (Hg.): Redundant Spaces in Cities and Regions?, London 1982, S. 170.
44 Gerda R. Wekerle: A Woman's Place is in the City, in: Antipode, Vol. 6, 1984, No. 3, S. 11-19; Antipode. A Journal of Radical Geography. Special Issue on »Women and the Built Environment«, Vol. 16, 1984, No. 3.

Randzitate

Thomas Jefferson, zit. nach Kenneth Jackson: The Crabgrass Frontier. The Suburbanization of the United States, New York/Oxford 1985, S. 68.

Barry Schwartz: Images of Suburbia: Some Revisionist Commentary and Conclusions, in: Ders. (Hg.): The Changing Face of the Suburbs, Chicago/London 1976, S. 334f.

Shirley Jackson: Life among the Savages, Chicago 1990, S. 67f.

Betty Friedan: The Feminine Mystique. With a New Introduction and Epilogue by the Author, Second Printing, NewYork 1979 (Original 1963), S. 11.

Bildnachweise

Seite 9: (oben) Hilda Ward: The automobile in the Suburbs from a Women's Print of View in: Suburbian life, Vol.V, November 1907, No. 5, S. 270.
(unten) Rosalyn Baxandall / Elisabeth Ewen: Picture Windows. Now the Suburbs Happend, New York 2000, Bildteil.

Seite 11: (links) http://tigger.uic.edc/~pbhales/Levittown.html.
(rechts) John Stilgoe: Borderland. Origins of the American Suburb. 1820-1939, New Haven/London 1988, S. 17.